

„Vorsicht!“

Christina Vonderwiese bremste mit aller Kraft. Das Vorderrad ihrer Vespa blockierte und rutschte weg, sie streckte das linke Bein aus und konnte den Sturz gerade noch abfangen.

Der Mann vor ihr sprang zurück, stieß mit den Oberschenkeln gegen ein parkendes Auto und setzte sich sehr plötzlich auf die Kühlerhaube. „Hey, what the hell are you doing?“

Was ich mache?, dachte Christina verärgert, während sie ihre Vespa wieder aufrichtete. Ich versuche, dich nicht totzufahren! Sie mochte die Briten – und sein Akzent war unverkennbar britisch, nördliches England, tippte sie –, aber sie sollten wirklich nicht verträumt durch den Straßenverkehr laufen. Nicht bis sie begriffen hatten, dass in Deutschland Rechtsverkehr herrschte.

Christina klappte das Visier ihres Helms nach oben. „Ich versuche, Sie nicht umzubringen“, sagte sie auf Englisch. „Wieso stehen Sie mitten auf der Fahrbahn?“

Der Brite richtete sich wieder auf und sah sie an, und sein Blick wurde sehr viel freundlicher. Sein sommersprossiges Gesicht war gerötet, was am Ärger liegen mochte oder auch an dem kalten Wind, der über den Parkplatz fegte und gegen den Christina während der ganzen Fahrt von Unterbilk nach Buderich angekämpft hatte. Der Mann trug ein Tweed-Sakko und einen Schal. Keinen Mantel. Trotzdem schien er nicht zu frieren. Christina schätzte ihn auf Ende vierzig.

„Sie sollten vorsichtiger fahren“, sagte er schließlich. Um seine Lippen lag etwas, das man fast schon als Lächeln bezeichnen konnte. „Zumindest auf dem Parkplatz eines Senioren-Wohnstifts.“ Er benutzte den deutschen Ausdruck und sprach ihn so präzise aus wie jemand, der sich eine Vokabel einzuprägen versucht. „Ich hätte einer der Senioren sein können. Dann hätten Sie jetzt ein Problem.“

Was weißt du von meinen Problemen, dachte Christina, doch sie

musste auch lächeln. Er hatte ja recht. Sie *war* zu schnell gefahren. Zu spät aufgebrochen. Wenn ihr statt des flinken Briten einer der Senioren vors Vorderrad gelaufen wäre, hätte der sich womöglich alle Knochen gebrochen.

Und nun stand sie mit dem Fuß mitten im Schneematsch, in einem knöcheltiefen schmutzbraunen Sumpf. Kein Wunder, dass das Vorderrad blockiert hatte. Hörte dieser Winter eigentlich nie auf? Tauwasser sickerte an der Lasche ihres Stiefels vorbei in den Strumpf. Kaltes, dreckiges Wasser, das auf dem dunkelbraunen Leder einen hässlichen Salzrand zurücklassen würde. Wieso machte man sich bei dem Wetter die Mühe, vor einem Termin die Schuhe zu putzen?

Weil man nicht gern wie eine Schlammliesl aussah. Schon gar nicht, wenn man einen ehemaligen Fabrikanten und Kunstmäzen besuchte, um mit ihm an seiner Biografie zu arbeiten. Aber wenn sie noch lange hier herumstand, würde sie doch noch zu spät kommen, und das wäre um einiges unhöflicher, als mit schmutzigem Schuh zu erscheinen. Ihr Fuß würde schon wieder trocknen. In Harths Wohnung war es ohnehin immer zu warm.

„Tut mir leid. Ich war in Eile. Freut mich, dass Ihnen nichts passiert ist.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie an dem Briten vorbei weiter.

Gleich neben dem Weg, der zum Seiteneingang des Wohnstifts führte, war eine Parkbucht frei. Christina stellte ihren Roller ab, nahm den Umschlag mit ihren Unterlagen und die Schutzhaube aus dem Stauraum unter dem Sitz, angelte zwei Papiertaschentücher aus der Packung, die sie immer dort aufbewahrte, und packte Helm, Handschuhe und Beinschutz ins Fach. Sie zog die Haube über den Ledersitz, wischte mit den Taschentüchern Wasser und Dreck von ihrem Stiefel und stopfte die feuchten Tücher in die Außentasche ihrer Motorradjacke. Dann öffnete sie die Jacke am Kragen, sodass sie ihren Zopf befreien konnte. Wie üblich war er am Nacken feucht geworden. Vielleicht sollte sie ihn endlich abschneiden lassen.

Nein. Manche Dinge gab man nicht auf, egal was schiefging im

Leben. Außerdem war sie nicht auf dem Weg zu ihrem Friseur, sondern zu ihrem ersten und damit wichtigsten Kunden. Also würde sie jetzt versuchen, trotz kalter Nase und nassem Fuß einen professionellen Eindruck zu machen. Sie schob sich den Umschlag unter den linken Arm und ging auf den vierstöckigen, grau verklinkerten Seitenflügel des Stifts zu.

Auf halbem Weg blickte sie über die Schulter. Der Brite stand noch an derselben Stelle wie eben, mit dem Rücken dicht an einem der parkenden Autos. Offenbar hatte er sie beobachtet. Als sie sich umdrehte, hob er grüßend die Hand. Der Wind blähte sein Sakko.

Plötzlich wandte er den Blick ab und schaute an dem Gebäude hinauf. Als hätte er über ihr etwas Interessantes bemerkt.

Christina drehte sich um und sah ebenfalls nach oben. Einen Moment lang meinte sie, an einem Fenster im zweiten Stock eine Bewegung wahrzunehmen. Genau da, wo ihr Kunde wohnte.

Doch wer immer dort vielleicht gestanden hatte, es war sicher nicht Egon Harth. Er schaute seit Langem nicht mehr aus Fenstern. Seine Augen waren im Alter stetig schlechter geworden, inzwischen war er fast blind. Und jetzt war dort oben ohnehin niemand zu sehen. Vermutlich hatte sie sich getäuscht. Entschlossen ging sie weiter und stieß die Seitentür auf.

„Die Bomber waren längst fort und der Himmel wieder dunkel. Keine Flakscheinwerfer mehr, und nur weit entfernt, südwestlich von mir, fing sich der Widerschein eines Feuers in den tief hängenden Wolken. Diesmal hatte der Angriff wohl einem Ziel im Ruhrgebiet gegolten. Erst auf dem Rückflug hatten die Flugzeuge noch einige übrig gebliebene Bomben über Düsseldorf abgeworfen.“

Christina unterbrach sich, trank einen Schluck Tee aus der Tasse, die sie noch in der Hand hielt, und stellte die Tasse auf dem Couchtisch ab. Dann las sie weiter: „Es hatte geregnet, während wir im Luftschutzraum saßen. Auf den Straßen und Bürgersteigen standen Pfützen; in der Dunkelheit sah ich sie oft erst, wenn ich nicht mehr ausweichen konnte. Trotzdem genoss ich es, in dieser

kühlen Novembernacht des Jahres 1944 durch die leeren Straßen zu laufen. Nach den Stunden im Schutzraum tat es gut, wieder frische Luft zu atmen – selbst diese kalte und nasse Luft. Ich genoss es auch, allein zu sein. Nicht mehr das Rascheln und Atmen rings um mich zu hören oder die Anspannung zu fühlen, die Angst, die so leicht von einem Nachbarn zum anderen sprang. Nicht mehr das graue Gesicht meiner Mutter zu sehen, grau selbst im gelblichen Licht des Schutzraums. Während des Alarms hatte meine Schwester wie üblich dicht neben ihr gekauert, die rechte Hand im Stoff ihres Kleides verkrallt, doch meine Mutter schien sie kaum zu bemerken. Fünf Kriegsjahre lang war sie mir unerschütterlich vorgekommen. Jeden Angriff, jede schlimme Nachricht von der Front, jeden Zustrom von Ausgebombten in unserer Villa hatte sie mit Ruhe gemeistert. Selbst durch den Tod meines neun Jahre älteren Bruders im zweiten Kriegsjahr war sie scheinbar noch stärker geworden. Doch seit mein Vater vor drei Tagen zu einem kriegswichtigen Betrieb bei Salzgitter abkommandiert worden war, sah ich immer öfter Verzweiflung in ihrem Blick. Etwas, das ich nicht sehen wollte.

Ich bog in die Königsberger Straße ein, und da bemerkte ich ein weiteres Feuer. Wieder sah ich nicht die Flammen, sondern nur das gelbrote Leuchten am Himmel und in den dicken Rauchschwaden. Vor ihnen zeichnete sich das Dach des alten Verwaltungsgebäudes ab, das neben der Zufahrt zu unserer Fabrik stand. Kein Zweifel: Es brannte auf dem Werksgelände der Firma *Harth Kühlung*.“

Christina legte den dünnen Stoß Papier auf ihren Oberschenkeln ab und griff erneut nach der Teetasse. Sie hatte noch keine drei Seiten vorgelesen, und schon wurde ihre Stimme heiser. Wie gern hätte sie es auf die trockene Heizungsluft geschoben. Aber natürlich war es die Nervosität.

Sicher, bisher war die Arbeit an Egon Harths Lebenserinnerungen glatt verlaufen. Bisher hatte sie allerdings auch alle Kapitel genau so geschrieben, wie Harth sie ihr vorerzählt hatte. Fast Wort für Wort. Diese Episode dagegen hatte sie häppchenweise aus ihm herausfragen müssen. Einige Lücken hatte sie erst im Nachhinein

durch eigene Recherchen gefüllt: aus den Berichten anderer Zeitzeugen und aus einer historischen Abhandlung über die letzten Kriegsmomente in Düsseldorf. Es war riskant, Egon Harth den Text so zu präsentieren, als stammte jeder Satz von ihm. Falls er sich überrumpelt fühlte, konnte ihr erster Auftrag fürs Biografie-Büro zugleich der letzte sein.

Sie stellte die Teetasse ab, strich mit schwitzigen Fingern über den weichen Wollstoff ihres Rocks und blickte zu ihrem Kunden hinüber. Egon Harth saß aufrecht in seinem hohen Sessel am Fenster, in einen dreiteiligen grauen Anzug gekleidet, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, wie immer, wenn sie ihm etwas vorlas. *Ich prüfe jeden Satz genau*, drückte seine Pose aus. Bei früheren Kapiteln hatte er stets zufrieden genickt, wann immer sie beim Vorlesen innehielt. Diesmal saß er regungslos da, den Blick auf die Vitrine mit den kambodschanischen Holzschnitzereien gerichtet, die er in diesem grauen Licht vermutlich gar nicht sah. Seine Miene verriet jedoch weder Ungeduld noch Ärger. Er wirkte eher angestrengt, als fiel es ihm heute schwer, sich zu konzentrieren.

Also sieh zu, dass du vorankommst, dachte Christina, du willst danach noch etwas mit ihm besprechen. Sie hob das oberste Blatt des Manuskripts wieder an.

Jetzt folgte der Abschnitt, in dem der 14-jährige Egon die dunkle Königsberger Straße entlangrannte, an den lang gestreckten stillen Gebäuden einer Textilfabrik vorbei, und die Pforte im Werktor der Firma *Harth Kühlung* aufstieß. Auf der Straße hatte er vereinzelte Brandbomben liegen sehen, die ausgebrannt waren, ohne Schaden anzurichten. Hier hatten die Bomben offenbar etwas getroffen: Es roch nach verkohltem Holz, brennendem Gummi und heißem Metall. Egon lief am Verwaltungsgebäude vorbei in den Hof.

Dort blieb er stehen. Trübes Licht huschte über das Pflaster, immer wieder von Rauschschwaden erstickt. Männer liefen umher, schleppten Eimer voll Sand, schlugen mit Feuerpatschen auf Flammen ein. Irgendwer rief etwas auf Französisch, jemand eilte aus einer Seitentür der Werkshalle, eine Spitztüte in der Hand.

Ein Lastwagen brannte. Er stand rechts an der hohen Mauer zum Nachbargrundstück, wohl weil der Fahrer ihn an einem möglichst geschützten Ort abgestellt hatte, als der Fliegeralarm ertönte. Eine der Brandbomben musste die Pritsche getroffen und Plane und Ladung in Brand gesetzt haben: Kisten, Gurte, ein paar Reifen; Holzwolle-Büschel, die als glühende Bälle durch die Luft flogen; ein Kanister mit brennbarer Flüssigkeit, der geplatzt oder umgekippt war, sodass rings um den Wagen Pfützen in Flammen standen. Die Männer hofften offenbar, den Lastwagen trotz allem retten zu können, auch wenn Egon das für aussichtslos hielt. Für das zweite Feuer hatten sie keinen Blick übrig.

Denn es brannte noch an einer anderen Stelle. Ein Schuppen auf der gegenüberliegenden Hofseite hatte ebenfalls Feuer gefangen, ein schäbiger Bau aus Blech, Holz und Teerpappe, der schief an der linken Grundstücksmauer lehnte. Er war weit von den übrigen Gebäuden entfernt, und die Männer hatten wohl beschlossen, ihn niederbrennen zu lassen, denn er enthielt nichts, was für die Produktion gebraucht wurde.

Nur Gerümpel. Das hatte man ihnen gesagt. Egon war dabei gewesen, als sein Vater mit dem Vorarbeiter darüber sprach: „Der Schlüssel ist schon lange weg, aber in dem Schuppen ist sowieso nur Gerümpel, darum mach dir mal keine Gedanken.“

Und jetzt brannte das Gerümpel. Das kleine, von innen schwarz übermalte Fenster war geborsten, Flammen schlugen aus der Öffnung und aus einem Loch im Dach, die Latten der Holztür glühten orange. Während Egon zuschaute, stürzten die Reste des Dachs nach innen.

Langsam näherte er sich dem Feuer. Erst als er die Hitze auf dem Gesicht spürte, blieb er stehen. Er stand lange dort. Hilflos. Schweigend. Wie gern hätte er den Männern zugebrüllt, sie sollten den verdammt Lastwagen brennen lassen und stattdessen den Schuppen löschen. Doch das hätte nur zu der Frage geführt, was sich denn Wertvolles darin befand. Vielleicht hätte sich ein Arbeiter sogar daran erinnert, dass ein- oder zweimal spätabends